


Gedenkort Schlachthoframpe

ԸԵԳԵՆԿՕՐԸ ԶՇԻՂԳՇԻԲՈՒՂԳՄԵ



The background of the page is a light blue, sketchy illustration. On the left, there is a large, leafy tree. To the right, there is a building with several windows and a door. The drawing is done in a loose, gestural style with visible pencil or light blue lines.

Wie es zu der Entwurfsidee für den Gedenkort Schlachthoframpe kam

6

Vollrad Kutscher – „Kleine Fibel“

10

Motive, die weltweit verstanden werden

14

Die Geschichte der Wiesbadener Deportationsfotos

18

Die Deportation der Wiesbadener Juden

22



Das Areal rund um das Kulturzentrum Schlachthof ist sicherlich eine der attraktivsten Freiflächen unserer Stadt. Derzeit wird es großzügig umgestaltet zu einem Freizeit- und Kulturpark. Dies bedeutet eine völlige Änderung der Nutzung eines Geländes, auf dem sich bis Anfang der 1990er Jahre noch die städtische Schlacht- und Viehhofanlage befand, die 1884 ihren Betrieb aufgenommen hatte. Der Freizeit- und Kulturpark wird für alle Altersgruppen vielfältige aktivierende bzw. der Erholung dienende Angebote parat halten: eine Bahn für Skateboarder, ein Feld für Beachvolleyball, eine Bouleanlage, Spielmöglichkeiten für Kinder sowie Rasenflächen zum Toben, Spielen und Entspannen und vieles andere mehr. Überall laden unterschiedlich gestaltete Sitzgelegenheiten zum Verweilen ein, teils in herrlichem Sonnenschein, teils im Schatten der zahlreichen neu gepflanzten Bäume gelegen. Die einzelnen

Nutzungselemente werden überragt vom nächstens wunderschön illuminierten historischen Wasserturm, der als Landmarke hervorsticht. Südlich des Kulturzentrums Schlachthof planen wir zurzeit den „Garten der Erneuerbaren Energien“. Und hoffentlich wird eines Tages durch den Kulturpark eine Wegeverbindung hindurchführen, die Salzbachroute, welche die Innenstadt über eine völlig neue Grünachse mit dem Biebricher Rheinufer verbindet - gleichermaßen verkehrssicher nutzbar für Fußgänger wie für Radfahrer. Mit dem Kulturzentrum Schlachthof, dem Filmhaus Wiesbaden, der Kreativfabrik und der alljährlich dort stattfindenden „Folklore im Garten“, eine der wichtigsten Kulturveranstaltungen in unserer Region überhaupt, entsteht hier somit ein ganz zentraler Ort des Wiesbadener Kulturlebens, ein wirkliches „Energiezentrum“.

Das Schlachthofareal birgt aber auch noch eine andere, eine schreckliche Geschichte: Von hier aus wurden im Nationalsozialismus unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger ins Konzentrationslager deportiert. Diese Geschichte wurde in Wiesbaden lange Jahre verdrängt und ist erst dank der unablässigen Bemühungen des Aktiven Museums

Spiegelgasse für Deutsch-Jüdische Geschichte in Wiesbaden zunehmend wieder in die kollektive Erinnerung zurückgerufen worden. Vor einiger Zeit wurde nun damit begonnen, dort eine ganz besondere, zeitgemäße Form des Gedenkens zu realisieren, nämlich für die Wiesbadener Jüdinnen und Juden, die von diesem Areal aus im Jahr 1942 nach Theresienstadt und anderswohin deportiert worden sind, um schließlich ermordet zu werden. Der Wiesbadener Künstler Yorkar7, der im Schlachthof sein Atelier hat, brachte im Sprühverfahren zwei foto-realistische Darstellungen einer jener Deportationen auf einen eigens hierfür erhaltenen Mauerrest eines inzwischen abgerissenen Gebäudes der Firma Fauth auf. Grundlage hierfür ist eine im Aktiven Museum Spiegelgasse aufbewahrte Fotoserie, die seinerzeit von einem Polizisten von jener fürchterlichen Handlung aufgenommen wurde. Die beiden Bilder von Yorkar7 haben seitdem weit über Wiesbaden hinaus für Aufsehen gesorgt und sollen demnächst durch weitere Motive ergänzt werden.

Nachdem mehrere andere Gestaltungsvorschläge als wenig überzeugend erachtet worden sind, hat sich der Magistrat nunmehr entschlossen, das Areal

unmittelbar vor jener Wand, also dort, wo die zur Deportation vorgesehenen Jüdinnen und Juden das letzte Mal Wiesbadener Boden unter den Füßen hatten, zu einem würdigen Gedenkort auszugestalten zu lassen. Der für mehrere Jahre in Wiesbaden wohnhafte Künstler Vollrad Kutscher aus Frankfurt, der schon etliche bemerkenswerte Arbeiten für seine frühere Heimatstadt geschaffen hat, so z.B. die ästhetisch ungemein ansprechende Rückwand des neuen Plenarsaales des Hessischen Landtages, soll hiermit beauftragt werden.

Kutschers hier der Öffentlichkeit vorgestelltes Gestaltungskonzept für das Gedenken an die Wiesbadener Deportationsopfer sieht die Schaffung einer Kastanienallee vor, die direkt vor dem großformatigen Deportationsbild sowie zur dort platzierten diesbezüglichen Informationsstele hinführt. Es handelt sich de facto um einen Weg, der uns – beschreiben wir ihn – Vergangenes in Erinnerung ruft, uns gewissermaßen eine Retrospektive gestattet, in zwar begrenztem, didaktisch aber völlig ausreichendem Umfang. Die Kastanien werden in sandsteinfarbene Betoneinfassungen gepflanzt, auf denen kurze Zitate aus Briefen der Deportierten wiedergegeben

sind. Die Elemente des dort geplanten Gedenkensambles leben von ihrem Spannungsverhältnis mit dem fotorealistischen Deportationsbild. Auch viele weitere Interdependenzverhältnisse werden hierbei zusammengeführt, beispielsweise Leben – Tod, Vergangenheit – Gegenwart, Bäume – Mauer, Bild – Text, Kunst – Natur.

Diese Broschüre präsentiert die Farbentwürfe und ein kurzes Statement Vollrad Kutschers zum Gedenkort, einen kleinen biographischen Beitrag von Peter Forster, einen Artikel von Lothar Bembenek über die Überlieferungsgeschichte der Deportationsfotos, ein Interview mit dem Wiesbadener Sprühkünstler Yorkar7 sowie eine kurz gefasste Abhandlung von Jacob Gutmark, Brigitte Streich und Axel Ulrich über die Deportation der Wiesbadener Jüdinnen und Juden während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Rita Thies

Rita Thies
Kulturdezernentin



Wie es zu der Entwurfsidee für den Gedenkort Schlachthoframpe kam

Es war ein klarer, sonniger Tag, als ich 2008 zum ehemaligen Schlachthofgelände fuhr. Das Kulturamt Wiesbaden hatte angefragt, ob ich mir vorstellen könne, eine Idee zum dort geplanten Mahnmal zu entwickeln. Zufällig war ich im Jahr vorher auf dem Gelände gewesen, weil ich bei einer neuen Arbeit im Atelier neben traditionellen Maltechniken auch Graffititechniken einsetzen wollte. Der Ort war mir wegen der Qualität der rund um das Kulturzentrum vorhandenen Graffiti und wegen ihrer vielfältigen, unterschiedlichen Techniken aufgefallen.

*„Und über uns im schönen Sommerhimmel
War eine Wolke, die ich lange sah
Sie war sehr weiß und ungeheuer oben
Und als ich aufsah, war sie nimmer da.“*

Aus dem Gedicht „Erinnerungen an die Marianne A.“ von Bert Brecht

Auf der Fahrt zum Treffpunkt ging mir durch den Kopf, was es denn damals für ein Tag gewesen ist, an dem Wiesbadener Bürger von hier aus in ein Konzentrationslager und zu ihrer Ermordung deportiert wurden, nur weil sie Juden waren.

Am Schlachthof angekommen, fand ich einen kleinen Teil der mit Graffiti bedeckten Mauern und Gebäude noch vor, der Rest war schon abgerissen. Erhalten war eine Wand mit der Darstellung älterer Personen, die unter Bewachung einen Zug bestiegen. Dieses Graffito war mir schon damals aufgefallen, ohne dass ich den konkreten, ortsbezogenen Kontext kannte.

Jetzt erfuhr ich, dass es sich bei der Vorlage zu dem Graffito auf dem authentischen Mauerrest der Firma Fauth um ein Foto des damaligen Deportationsgeschehens an diesem Ort handelte. Der einstige Schlachthof war nach seiner Umwandlung in einen Kultur- und Veranstaltungsort zu einem lebendigen Treffpunkt für Jugendliche geworden. Sowohl die historische Wand mit dem schwarz-weißen Graffito wie ein Teil der Rampe samt dem Gatter gehören zur Geschichte des Ortes.



Ein Gelände, das jahrelang den Jugendlichen gedient hatte, sollte meiner Meinung nach weiter in Bezug zu ihnen stehen. Für mich schloss sich daher eine lapidare Betroffenheitsgestaltung genauso aus wie eine modische Verhübschung oder gar ein über die besondere Geschichte des Ortes Hinwegmanövrieren. Es konnte sich also bei meinem Gestaltungsvorschlag nur um eine Gratwanderung handeln, bei der die sich hier aufhaltenden Jugendlichen zu einem für sie weit zurückliegenden Ereignis einbezogen werden sollten.

*„Es bricht ein Zweig auf die Bank herab,
Es fällt auf die Bank ein Stein.
Der Wächter läuft heran im Trab,
Sie könnten jüdisch sein.“*

Diese Strophe des Wiesbadener Dichters Sally Grosshut beschreibt den Wahnsinn, dass nämlich einst den Wiesbadener Juden, die schon so viele Verbrechen und Ungeheuerlichkeiten erleiden mussten, selbst der ganz normale Spaziergang und Aufenthalt unter den für diese Stadt so typischen Alleebäumen und -bänken verboten worden ist. Das soll aber in Zukunft den Jugendlichen hier vor



Ort – aber natürlich nicht nur ihnen – möglich sein. Gerade, wenn sie selbst sinnlich erfahren, wie gut es sich gerade bei schönem Wetter im Schatten von Alleebäumen oder auf dem Rasen aushalten lässt, können sie die gewaltsame Unterbrechung des Lebens und seiner Freuden für die damals Deportierten um so mehr nachempfinden.

Textzeilen im Beton der Baumumrandungen, die allmählich zur Fauthschen Wand hin bis zu Bankhöhe aus dem Boden kommen, betreffen den normalen Lebensalltag mit seinen Wünschen, Plänen und familiären Ereignissen und verknüpfen das Heute mit der Vergangenheit. Diese Textfragmente stammen aus Briefen einiger damals Deportierter. Die Schriftformen möchte ich zusammen mit den Jugendlichen entwickeln, die durch ihre Graffiti schon Erfahrungen mit Schriftgestaltung haben. Die besondere Herausforderung liegt in der Verbindung von Lesbarkeit und aktueller Gestaltung, von Vergangenheit und

Gegenwart sowie der Dauerhaftigkeit der Schriften im Beton. Gelingt die Kooperation, so könnte das Mahnmal für die Jugendlichen zu dem ihrigen werden. Es wäre in seiner Art auch in dieser Hinsicht einmalig.

Vollrad Kutscher



Vollrad Kutscher - „Kleine Fibel“

Haltung

„Während man den Leuchter blank putzt, wird der Lappen schmutzig (Aus dem Weißbuch „I Gitt“)¹. Wenn der 1945 geborene Vollrad Kutscher etwas zum Glänzen bringt, etwas ins Licht setzt, den Betrachter verführt, überwältigt und bezaubert, dann vergisst er nie die Schattenseiten, nie den „Schmutz“. Diesen immerwährenden Widerspruch thematisiert der Künstler. Nie versteckt er etwas, immer legt er offen, wie die Arbeit gemacht ist, nie stimmt etwas wirklich, nie kann man etwas wirklich festhalten, immer ist alles vergänglich und vergeblich, und die Formulierung einer absoluten Wahrheit erscheint unmöglich. Kutschers Bilder vom Menschen verzichten nicht auf das Abbild und tragen trotz und gerade im Nebeneinander verschiedenster Elemente durch ihre formalen Beziehungen die Erinnerung an dessen Würde, Integrität und Ganzheit. Die Wahrheit der menschlichen Existenz, der *conditio humana*, liegt für ihn im oszillierenden Dazwischen. Kutschers stets betriebene Relativierung und Brechung absoluter Formulierungen und die poetische Komplexität der verschränkten Bezüge von Raum und Zeit in seinen über Jahre hin entwickelten

Arbeiten lassen sein Werk nicht nur schwer verorten, sondern sichern ihm innerhalb der deutschen Kunstszene ein Alleinstellungsmerkmal.

Material

Die Komplexität seines Oeuvres spiegelt sich bei Kutscher in der Pluralität der genutzten Formen und Medien wider: Grafik, Fotografie, Video, Skulptur, Installation und Performance. Diese traditionellen Materialien erhalten in Kutschers Kunstkontext einen innovativen Stellenwert. Basierend auf einem bewegten und offenen Kunstbegriff, wie er in den 1960er Jahren entwickelt wurde, erweiterte Kutscher seine gestalterischen Grundlagen durch Hinzunehmen von so unterschiedlichen Materialien wie Stoff, Kaugummi, Luft, Licht, Ton, Bewegung etc., um nur einige zu nennen. Diese und viele andere „neue“ Materialien münden, teilweise in Kombinationen mit klassischem Material, in den unterschiedlichsten Medien wie Objekten, Künstlerbüchern, Installationen, Performances, Filmen, Videos, bis hin zu Arbeiten mit dem Computer und führen vielfach zu Grenzüberschreitungen bzw. Gattungskombinationen. Kutscher setzt diverse Materialien in Beziehung,



kombiniert das Kleine mit dem Großen, das Bewegte mit dem Fixierten. Ihn interessiert der Prozess der Entstehung, nicht das fertige Produkt. Deshalb gibt es in Kutschers Werk auch keine „absoluten Setzungen“, kein absolutes Kunstwerk. Vielmehr steht am Anfang jeder seiner Arbeiten eine Offenheit, die es ihm ermöglicht, eine Wechselbeziehung aus einer vorgefundenen Situation (Raum/Mensch) und seinen künstlerischen Modellen herzustellen.

Performance als Bild im Raum auf Zeit

Bei Kutschers künstlerischen Anfängen liegt ein Focus auf den Performances. Die Performance baut als Ausdrucksform innerhalb der Kunst auf dem Happening auf und wird in den 1970er Jahren als eine spezielle neue Form entwickelt, indem die

Künstler nicht mehr für ein Objekt arbeiten, sondern für ein Bild in Raum und Zeit. Walter Benjamin hatte mit seinem Essay „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ den Verlust der Aura in der Kunst festgestellt. Diese Aura erscheint für Kutschera für einen kurzen Moment innerhalb der Performance als ein Bild im Raum. Innerhalb der Performance misst Kutschera dem Ort bzw. Raum sowie dem Arbeiten mit dem eigenen Körper einen entscheidenden Stellenwert zu. So kombiniert er z.B. in der Performance „Ersatzpalast“ das traditionelle Medium der Zeichnung mit dem „Tanz“ des Körpers bei ihrer Herstellung über die gesamte Fläche einer U-Bahnebene unter einem Frankfurter Bankenhochhaus.

Das Bild im Raum auf Zeit wird Installation

Mit der Arbeit „Der Weiße Traum“ 1980 wird die Suche nach der eigenen Identität intensiviert. Der Künstler „verschmilzt“ optisch durch diverse Körperübermalungen während eines einmonatelangen performativen Vorganges an vielen Orten rund um ein Dorf im Weserbergland, das für seine glückliche Kindheit steht. Die Performance wird nun nicht

mehr allein über das übliche Medium Fotografie und Video dokumentiert, sondern mündet in einer Installation. Kutscher entwickelt hier eine neuartige Form der Performancedokumentation. Denn es geht nicht mehr um eine Installation, die als Skulptur im üblichen Sinne ihren Platz einnimmt, sondern um das Zusammenspiel verschiedener Medien wie Fotografie, Sound, Licht, Objekt und Schrift. Die Performance wird über das Momentane hinaus „haltbar“ gemacht. Die Installation bezieht den Betrachter direkt mit ein, denn sie kann nur wahrgenommen werden, wenn man hindurchschreitet und das Werk so hautnah, körperlich erlebt.

Porträt-Installationen

Aus Performance und Installation entwickelt Kutscher in der Folge eine Reihe von offenen mehrteiligen Porträtinstallationen. Dabei hinterfragt der Künstler die Komplexität des Wahrnehmungsvorganges bezogen auf den Menschen und reflektiert zudem gesellschaftliche Probleme unter Einbeziehung des Betrachters. War die Performance als ein bildhafter Prozess auf Zeit angelegt, der die Aspekte Körper, Bewegung und Raum zentriert, bezieht er

nun auch immaterielle neue Medien mit ein. Die dabei entwickelte Installation als modellhaftes Bild des Menschen entspricht einem Körper, in den der Betrachter hineingehen kann. Er befindet sich dann direkt und ohne Möglichkeit zur schnellen überblickenden Beurteilung im Raum der Widersprüche und des Zusammenspiels verschiedener Elemente. Das ist innerhalb der Gattung Porträt einzigartig. Kutscher legt großen Wert darauf, seine Arbeiten als Modelle zu bezeichnen, da er dem Wunsch nach einer dem ganzen Menschen gerecht werdenden Darstellung nicht entsprechen kann. Die Porträtinstallationen kann man sich wie ein variables Set vorstellen. Sie sind nicht hermetisch geschlossen, entsprechen sie doch Kutschers Auffassung vom mehrschichtigen Menschbild.

Installationen im öffentlichen Raum

Ein öffentlicher Raum ist für Kutscher immer auch geprägt von der Vergangenheit, Funktion, Gestalt und Architektur. Der gesellschaftliche Kontext, der diesen Raum umgibt, mitsamt seinen von Menschen hinterlassen Spuren bis hin zu seiner aktuellen Nutzung werden vom Künstler thematisiert. Seine

Arbeitsmethode besteht zunächst aus einer Analyse. Auf die vorgefundene Situation, auf die unterschiedlich geschichteten Informationen, die hier gespeichert sind, antwortet er mit möglichst sparsamen plastischen Eingriffen, die speziell nur für diesen Raum entwickelt werden. Dabei verbindet er Vergangenes mit Gegenwärtigem. Die Arbeiten stellen Bezüge her, seien sie technischer oder inhaltlicher Natur, die eine Gesellschaft immer als eine im Fluss befindliche Form des menschlichen Zusammenlebens zeigen. Kutscher reflektiert Zustände, legt sie offen, macht die Geschichte des Ortes sichtbar und sorgt oft auch über eine aktive Beteiligung der Bevölkerung für eine dauerhafte Auseinandersetzung mit dem Ort.

Die Wurzeln eines solchen Denkens der Öffnung der Kunst hin zur Gesellschaft liegen in den 1960er Jahren. Beuys' Begriff der sozialen Plastik hatte für Kutscher Vorbildfunktion. Ziel ist es immer, Kommunikationsräume zu schaffen. Seine Arbeiten im Ratssaal des Rüsselsheimer Rathauses, im Anlagenring Frankfurts, im Landtag in Wiesbaden und auf dem Dern'schen Gelände stehen stellvertretend für einen durch Kunst dauerhaft initiierten kommunikativen Prozess innerhalb der jeweiligen Kommune.

In diesen Arbeiten wird der Ort selbst in die Zukunft gedacht.

„Im Bachbett fanden wir weißen Ton, der an der Luft getrocknet, steinhart wurde. Zerbrachen uns die geformten Dinge, wurden sie zerstoßen und ergaben – im Wasser aufgeweicht – erneut die formbare Masse“ (Vollrad Kutscher: „Der Weiße Traum“).

Peter Forster

1 Zitat aus: Vollrad Kutscher. Ausstellungskatalog Kunstmuseum Bern 1989, S. 3.



Der Wiesbadener Sprühkünstler Yorkar7 - Motive, die weltweit verstanden werden

Vor geraumer Zeit wurden im Auftrag der Landeshauptstadt Wiesbaden auf einem eigens hierfür erhaltenen Mauerrest der früheren Firma Fauth und somit in unmittelbarer Nähe des authentischen Ortes des einstigen schrecklichen Geschehens zwei fotorealistische Darstellungen von der Deportation der Wiesbadener Juden am 1. September 1942 aufgebracht. Ein kleineres Motiv aus einer damals von einem Polizeibeamten aufgenommenen Fotoserie, platziert im Innenbereich der so genannten Fauthschen Wand, ist schon nach etwa einem Jahr von anderen Sprayern komplett übersprüht worden. Ein großformatiges Bild, das die ganze Nordseite einnimmt, wies bis vor kurzem kaum Verunzierungen auf. Nun ist es leider auch dort zu großflächigen Übersprühungen gekommen. Beide fotorealistische Darstellungen, die selbst von Bahnreisenden recht gut zu sehen waren, müssen vollständig rekonstruiert werden. Gleichwohl haben sie insgesamt ein positives Echo gefunden, vor allem in der Jugendkultur- wie in der Gedenkstätten-Szene. In ihrer Art ist diese Form des öffentlichen Gedenkens an die Opfer der Shoah in der Bundesrepublik bislang einzigartig.

Hierzu haben wir den Wiesbadener Sprühkünstler Yorkar7 befragt, der die beiden fotorealistischen Darstellungen realisiert hat. Geprägt wurde er nicht zuletzt durch die dreijährige, politisch bedingte Gefängnishaft seines Vaters in der DDR, der die Familie dann aber ihre Ausreise in den Westen zu verdanken hatte. Yorkar7 ist seit 15 Jahren auf dem Schlachthof tätig und hat dort auch sein Atelier. Seine Arbeiten finden sich nicht nur im öffentlichen Raum, sondern werden ebenso in Galerien und in Cafés präsentiert. Er arbeitet für viele private wie öffentliche Auftraggeber, für Firmen ebenso wie für Fernsehproduktionen. Sein Künstlurname ist eine Kombination seines Vornamens York mit dem Namen der Wiesbadener Hip-Hop-Band Sieben, deren Sänger er früher war.

Welche Akzeptanz genießen bzw. genossen bisher die beiden Graffiti, die ja streng genommen fotorealistische Darstellungen sind, bisher innerhalb der Szene? Wie kommt diese Erinnerungsform überhaupt an, dort oder auch andernorts?

Also, die zwei Graffiti sind allgemein sehr gut angekommen. Sie sind auch in gewissem Sinn eine Referenz für mich, insofern jeder sieht, dass ich an-



ständige Kunst mache, dass ich mich ganz ernsthaft auch mit unserer Geschichte auseinandersetze. Zum Beispiel war ich kürzlich in Australien, habe dort verschiedene Arbeiten gemacht, auch einen großen Workshop geleitet an einer Highschool. Die wollten natürlich erst mal wissen, was ich denn so für ein Künstler bin. Die sagten: „Gut, du bist ein Sprüher aus Deutschland. Und du willst jetzt den Kids zeigen, wie das Sprühen geht. Aber was für eine Kunst machst du eigentlich? Wir wollen ja nicht irgendeinen Schmierfinken engagieren. Was hast du denn schon so gemacht?“ Da sind natürlich die beiden Wiesbadener Denkmal-Graffiti, die sich ja ganz easy über die Presseberichterstattung hierzu im Internet anschauen lassen, ein Superbeispiel, um auch andere Leute für die Sprühdosenkunst einzunehmen. Das dort visualisierte Geschehen ist ein weltweit bekanntes Thema. Es handelt sich um Motive, die überall verstanden werden.

Oder ein anderes Beispiel: Zu der Zeit, als ich neulich in Australien war, befand sich die Frau des früheren israelischen Ministerpräsidenten Ehud Olmert zu Besuch in Deutschland. Ich glaube, die Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth hatte

sie eingeladen. Aliza Olmert, sie ist selbst Künstlerin und Schriftstellerin, hatte da einen freien Tag in ihrem Programm. Sie fotografiert seit etwa drei Jahrzehnten in Israel Graffiti, hat wohl auch schon ein Buch darüber veröffentlicht. Eigentlich überall, wo sie hinkommt auf ihren Reisen, macht sie Fotos von Graffiti. Sie begeistert sich einfach für Streetart, für freie Meinungsäußerung, denke ich.

Sie wurde übrigens 1946 in Eschwege geboren, in einem Lager für Displaced Persons. Ihre Eltern waren Überlebende des Holocaust. Aliza Olmert gehört zu den renommiertesten Künstlern ihres Landes und setzt sich sehr stark für die Belange von Kindern und Jugendlichen ein sowie überhaupt für die Menschenrechte.

Also, sie hat dann jedenfalls der Stadt Frankfurt gegenüber den Wunsch geäußert, sich hier einige Graffiti anzugucken. Da wurde sie dem BOMBER empfohlen, einem Urgestein der Frankfurter Sprüher-Szene, und der ist mit ihr dann auch zum Schlachthof nach Wiesbaden gefahren, damit sie sich dort die vielen Bilder anschauen kann. Das einzige Bild, was ihr im Endeffekt hier richtig gut

Motive, die weltweit verstanden werden



gefallen hat, war jedoch das große Denkmal-Graffiti, wie ich es nenne. Nur leider war der Künstler, den sie in diesem Zusammenhang dann natürlich gerne kennen lernen wollte, zu der Zeit eben nicht im Lande.

Und wie ist so das Feedback innerhalb der Szene?

Na, ich hab das Gefühl, dass ich jetzt als erwachsener Sprüher angesehen werde und nicht mehr als pubertärer Schmierfink. Natürlich kam es immer wieder zu Übersprühungen der Deportations-Graffiti. Das Kleinere ist jetzt ganz weg, leider. Das sind in der Regel Nachwuchssprüher oder welche von anderswo, die nichts von den Hintergründen des Ganzen wissen und denen es insofern am nötigen Respekt fehlt. Das ist schon sehr ärgerlich. Deren Sachen werden von mir halt mehr oder minder regelmäßig entfernt bzw. ich muss dann nacharbeiten. Wenn ich aber manchmal für ein paar Wochen weg bin aus Wiesbaden, dann kommt es auch schon einmal zu solchen Übersprühungen, dass man das ganze Bild oder große Teile davon neu auftragen muss. Das wird sicherlich noch so lange ein Problem sein, so lange rund um das Mahnmal Brachland ist, kein

sonstiges Leben pulsiert – und so lange die Szene auch keine Ausweichflächen zum Sprühen bekommt. Wir dürfen nicht vergessen, der Schlachthof war in den 1990er Jahren eine der größten legalen Flächen Europas, wo viele weltberühmte Sprüher tätig geworden sind. Aber von den wirklichen Künstlern der Sprüher-Szene sind die beiden fotorealistischen Deportationsbilder absolut positiv aufgenommen und auch respektiert worden.

Was ist für dich persönlich das Wichtigste an diesem Kunstwerk?

Das Wichtigste für mich daran ist, dass dort die unschuldigen Opfer im Vordergrund sind. Es hat eine eindeutige Message, nämlich so etwas niemals mehr zuzulassen. Das Thema muss immer wieder neu in den öffentlichen Raum kommuniziert werden. Das Kunstwerk ist insofern Mittel zum Zweck, die Gesellschaft aufzuklären. Man darf nicht erwarten, dass sie schon aufgeklärt ist.

Das Interview mit Yorkar7 führte Axel Ulrich am 8. Mai 2009.

Die Geschichte der Wiesbadener Deportationsfotos

Es war kein Tag wie jeder andere, und es sind auch keine Fotos wie andere. Für den Wiesbadener Gestapobeamten Walter Bodewig, der beschönigend als „Judenreferent“ bezeichnet wurde, war es der Tag, an dem er im Sommer 1942 mit einer dritten Deportation seinem Auftrag und seinem persönlichen Ziel einen weiteren Schritt näher kommen wollte, Wiesbaden endgültig zu einer „judenreinen“ Stadt zu machen. Für die hiervon betroffenen Frauen und Männer, darunter zwei Kinder und eine Jugendliche, bedeutete dies die Fahrt nach Theresienstadt, für fast alle von ihnen den anschließenden Weitertransport nach Auschwitz und damit in den sicheren Tod.

Von dieser Deportation am 1. September 1942 existiert eine Fotoserie. Es sind Bilder von jahrelang unterdrückten und drangsalierten, verängstigten Menschen, die bitterste Not und Hunger haben leiden müssen. Ihren Gesichtern ist dies alles anzusehen. Einzelne Fotos tauchten in Publikationen der 1960er und 1970er Jahre als Illustrationen zu den „finsteren Jahren“ auf, wie es ein Heimatforscher seinerzeit einmal in den wenigen Zeilen nannte, die er über die NS-Zeit erübrigte. Die Herkunft

der Fotos wurde oft dem Frankfurter Stadtarchiv, dem heutigen dortigen Institut für Stadtgeschichte zugewiesen. Daraus ergab sich folglich die falsche Bildunterzeile: „Deportation der Frankfurter Juden in der Großmarkthalle“. Aber im Hintergrund der tatsächlich an der Wiesbadener Schlachthoframpe aufgenommenen Fotos sind die Dreifaltigkeitskirche und die Lutherkirche zu sehen. Es dauerte fast zehn Jahre lang und erforderte mehrere diesbezügliche Briefe sowie eine Vorsprache bei der damaligen Archivleitung, bis das Frankfurter Stadtarchiv diese Fotos endlich neu betitelte. Man verfügte dort über entsprechende Abzüge, die man woher auch immer erhalten hatte, und konnte sich somit lange Zeit überhaupt nicht vorstellen, dass das Bildmaterial aus einer anderen Stadt stammte.

Die Originalnegative der Fotos besaß der Wiesbadener Fotograf Richard Rudolph. In den 1960er Jahren hatte ihm eine Dame, Witwe womöglich eines SS-Mannes, historische Aufnahmen aus Wiesbaden für sein Fotoarchiv angeboten. Bei genauer Prüfung des Materials entdeckte Richard Rudolph dann den Film mit den Deportationsfotos. Er entwickelte ihn und bewahrte die Fotos seitdem auf

das Sorgfältigste auf. Gelegentlich gab er einzelne Abzüge an ehemals hier beheimatete Juden weiter, die bei ihm nach alten Fotos von Wiesbaden nachfragten. Sein Geschäft hatte er von seinem Vater, einem Katholiken, übernommen, der die Nazis und den Antisemitismus abgelehnt hatte. Rudolph Senior war Zeitungsfotograph für das „Wiesbadener Tagblatt“ gewesen, das während des Zweiten Weltkrieges „aus Papiermangel“ zwangsweise mit einem Presseorgan der NSDAP zusammengelegt und auf diese Weise „gleichgeschaltet“ worden war.

In den 1980er Jahren hat Richard Rudolph dann Abzüge der Deportationsserie dem kurz zuvor gegründeten Aktiven Museum Spiegelgasse für Deutsch-Jüdische Geschichte in Wiesbaden (AMS) übergeben. Er wollte damit einen würdigen Umgang mit den Bildern auf Dauer gewährleisten. Auch erhoffte er sich, dass dort gegebenenfalls noch auf den Fotos abgebildete Personen identifiziert werden könnten.

Mehrfach wurden bisher einzelne dieser Fotos in Publikationen oder auch in Filmen verwandt. In einigen Fällen erkannten Nachkommen von Shoah-Opfern

ihre Eltern, Großeltern, Verwandten wieder. Für sie hatte das jeweilige Bild eine ganz herausragende persönliche Bedeutung, handelte es sich doch um die letzte Aufnahme eines nahen Angehörigen, von dem es noch nicht einmal ein Grab gab.

Noch vor drei Jahren benutzte eine westdeutsche Großstadt ein Wiesbadener Deportationsfoto als „Titelillustration“ für ein Buch zur Geschichte der Juden ihrer Stadt. In den Quellenangaben wurde dort Yad Vashem (Jerusalem) als Herkunftsarchiv angegeben. Mit korrekter Zuweisung und Beschriftung gelangte die ganze Serie schließlich auch an das US Holocaust Memorial Museum in Washington. Es ist bei Foto Rudolph übrigens einmal ein Amerikaner aufgetaucht, der alle Rechte an den Fotos aufkaufen wollte, inklusive ihrer Vermarktung auf T-Shirts. Daran ist ersichtlich, wie streng auf eine würdige Nutzung dieses Bildmaterials geachtet werden muss.

Zur Entdeckungsgeschichte der Fotos gehört auch der einzige dokumentarische Beleg: In den Beständen des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden konnte ich in einer Akte über den Gestapo-Judenreferenten Bodewig eine interessante Entdeckung

machen. Dieser, der sich auf einem der Fotos in typischer Herrenmenschenmanier vor den im Hof der Synagoge zur Registrierung angetretenen Juden postiert hat, nahm sich nach der Befreiung durch die US-Army das Leben. Zuvor hatte er noch seine drei Kinder und seine Frau umgebracht. In seiner Akte aus den Jahren 1945/46 findet sich eine zeitgenössische Aussage des Zeitungsfotographen Rudolph, der berichtete, er sei Ende August 1942 zur Gestapo zitiert worden, um den Abtransport der Juden zu dokumentieren. Als er die ersten in der Synagoge eingetroffenen Juden sah, habe er sich wegen emotionaler Unfähigkeit geweigert, den Auftrag auszuführen. Wer die Fotos schließlich doch aufgenommen hat, ist nicht bekannt.

Richard Rudolph hatte noch nichts davon gewusst, dass sein Vater damals den Fotoauftrag der Gestapo zur Dokumentation der Deportation der Wiesbadener Juden verweigerte, als er dem Aktiven Museum Spiegelgasse diese Serie übergab, damit dort dieses letzte Lebenszeichen jener schließlich ermordeten jüdischen Frauen und Männer würdig bewahrt wird.

Lothar Bembek





Die Deportation der Wiesbadener Juden

Im Sommer 1942 erreichte ein Großteil der nur knapp 600 zu jener Zeit in unserer Stadt noch lebenden Jüdinnen und Juden ein Brief der Bezirksstelle Hessen-Nassau der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Er war ausgefertigt am 22. August des Jahres und gab zu allergrößter Besorgnis Anlass. Die Empfängerinnen bzw. Empfänger des Schreibens wurden darin nämlich „auf behördliche Anordnung“ davon unterrichtet, dass sie „zur Gemeinschaftsunterbringung außerhalb des Altreichs bestimmt“ seien. Sie wurden aufgefordert, „sich am Samstag, den 29. des Monats, bis 13 Uhr in dem Synagogengebäude Friedrichstraße“ einzufinden, also am Schabbat, dem höchsten jüdischen Feiertag. „Einlass“ dort war „ab 10 Uhr“. Pro Person durften höchstens 50 Reichsmark mitgeführt werden, nicht aber Devisen, Wertpapiere, Sparbücher und Wertgegenstände, insbesondere keine Gold- oder Silbersachen. Für Zuwiderhandlung wurden „schärfste staatspolizeiliche Maßnahmen“ angedroht. Lediglich wurde Verheirateten gestattet, ihren Ehering zu behalten. Alle sonstigen Wertsachen waren „unter Beifügung eines Verzeichnisses in einen festen Umschlag oder Beutel zu tun und in das Sammlungslokal mitzubringen“, versehen jeweils „mit Namen,

Adresse, Kenn-Nummer und Kenn-Ort“. Dringend angeraten wurde „die Mitnahme bester, warmer, strapazierfähiger Kleidung“, dazu „festen Schuhwerkes“. Zudem wurde es „gestattet“, wie es wörtlich hieß, „mehrere Anzüge und sonstige Kleidungsstücke übereinander anzuziehen“.

Ansonsten durfte nur „ein kleiner Koffer (60 x 45 x 12 cm) oder ein Rucksack“ mitgenommen werden, die „lediglich das unbedingt Notwendige enthalten“ sollten, außerdem „Reiseverpflegung für mehrere Tage“, auch „1 Kopfkissen mit Überzug, 1 wollene Decke mit Überzug (1 Koltertuch) und 1 Betttuch“. Zwar konnten auch „Hausrat wie Kochgeschirr“ und Ähnliches mitgebracht werden, nicht jedoch „Essbestecke mit Messer, Rasierapparate mit Klingen oder Rasiermesser“. Lapidar wurde mitgeteilt: „Das gesamte Vermögen der zur Abwanderung bestimmten Personen gilt als beschlagnahmt.“ Nichts durfte mehr verkauft, jemand anderem zur Aufbewahrung anvertraut oder verschenkt werden. Was nach Erfüllung noch offener Zahlungsverpflichtungen an Geldmitteln übrig war, musste „auf das Sorgfältigste“ in eine besondere „Vermögenserklärung“ eingetragen werden, die

gleichfalls mitzubringen war. „Abwanderer“, die 1.000 Reichsmark und mehr besaßen, hatten so genannte „Heimeinkaufsverträge“ abzuschließen, um die Kosten für die künftige Unterbringung abzudecken. Vom verbliebenen Rest war eine „Spende“ zu entrichten. Jene, die weniger besaßen, mussten „mindestens 25 % des Barvermögens“ abführen. In beiden Fällen hatten die Zahlungen – die Perfidie der NS-Behörden kannte keine Grenzen – auf Konten der hiesigen Bezirksstelle der Reichsvereinigung der Juden zu erfolgen. Schlussendlich waren die Wohnungen „sauber“ zu verlassen und zu verschließen, die Schlüssel „mit Anhängeschild mit Namen zu versehen und bei der Ankunft in dem Sammlungslokal abzugeben“. Niederträchtigerweise wurde hierfür die Synagoge missbraucht. Und das alles am heiligen Schabbat, eine weitere tief greifende Verletzung der jüdischen Glaubensregeln.

Schier endlos, so schien es ihnen, mussten sie in der – wie alle anderen jüdischen Gotteshäuser – 1938 von den braunen Barbaren geschändeten Synagoge der Altisraelitischen Kultusgemeinde in der Friedrichstraße ausharren, in ihrer ganzen Verzweiflung, voller Angst und Bange ob der ungewissen Zukunft.

Etliche hatten dem ungeheuren nervlichen Druck in den Tagen zuvor nicht standzuhalten vermocht und ihrem Leben selbst ein Ende bereitet. Wohl mehr als 100 jüdische Wiesbadenerinnen und Wiesbadener haben während jener Jahre des Unheils diesen Weg gewählt, allein 40 unmittelbar vor jener zweiten großen Wiesbadener Deportation. Nicht wenige hatten sich vergiftet, so auch August und Ida Spiegel, geborene Ganz, die am 25. August keinen Ausweg mehr gesehen haben. In Lauterecken in der Pfalz hatten sie früher eine Apotheke besessen. Nach deren Verkauf waren sie hierher gezogen, um in der Nähe ihrer mit einem Mainzer Chirurgen verheirateten Tochter den Lebensabend zu verbringen. Die schon Hochbetagten – er war Jahrgang 1860, sie 1864 geboren – hatten in der Danziger Straße 75 eine Wohnung bezogen. Alsbald war ein Freundschaftsverhältnis entstanden zwischen ihnen und ihrem Vermieterhepaar. Nikolaus Prediger sah sich als Sozialdemokrat während jener Zeit selbst fortwährenden Pressionen der nationalsozialistischen Machthaber ausgesetzt, hat sich aber trotzdem in einem überparteilichen, bürgerlich geprägten Freundeskreis um den späteren CDU-Stadtkämmerer Heinrich Roos antinazistisch engagiert. Diese

Gruppe unterstützte nach Kräften gerade auch verfolgte Juden, indem sie deren seelische wie materielle Not zu lindern suchte. Auch Lehrer Prediger und seine Frau versorgten ihre beiden jüdischen Mieter wo sie nur konnten mit Lebensmitteln, mit Zuspruch und Trost. Ende August 1942 lasen sie fassungslos den Abschiedsbrief, den die Spiegels ihnen hinterlassen hatten. Darin bedankten sich diese „von ganzem Herzen“ für die „Liebe und Aufmerksamkeiten“ der Predigers, die sie während ihres „Zusammenwohnens genossen haben“. Aus dem Schreiben geht klar hervor, dass den beiden Greisen die seinerzeit aus anderen Städten bereits erfolgten Deportationen der „Nichtarier“ bekannt gewesen sind. Für sie „alte morsche Menschen“, so schrieben sie, sei jedoch „eine so übergroß grässliche Verbannung dem Tode gleichzustellen“, weshalb sie „ein schnelles Ende“ vorzögen. Ihr Brief datierte vom 2. November 1940. Fast zwei Jahre hatten sie seitdem in Sonnenberg in dem Bewusstsein gelebt, selbst Hand an sich zu legen, würde man sie der-einst deportieren wollen.

Die Friedrichstraßen-Synagoge war während der November-Pogrome 1938 aus Rücksicht auf die Nachbargebäude nicht angezündet und daher nur zum Teil zerstört worden. Deshalb hatten dort seit dem folgenden Jahr auch die Gottesdienste der jüdischen Reformgemeinde stattfinden können. Auch nun, vor der unmittelbar bevorstehenden De-

portation waren die Gemeindeglieder hier noch einmal zusammengekommen, um den Schabbat in Ehrfurcht vor dem Herrn und in Würde zu begehen. Es sollte der letzte Gottesdienst sein, der dort zelebriert wurde – für lange Zeit. Der Samstagabend nahte. Seit Stunden harrten die Menschen schon in dem Gotteshaus aus. Längst waren sie alle registriert, hatten den Beamten vorschriftsmäßig ihre Wertsachen, Sparbücher und dergleichen abgeliefert, waren eingehend durchsucht worden, bevor sie sich mit den ihnen verbliebenen paar Habseligkeiten endlich auf Bänken, Stühlen und Schemeln hatten niederlassen dürfen. Ihre Anspannung wurde immer unerträglicher. Ängstlich fragten sie sich, was mit ihnen geschehen würde. Wohin würde man sie verbringen? Was war unter „Gemeinschaftsunterbringung außerhalb des Altreichs“ zu verstehen. In welches „Heim“ hatten sich einige von ihnen „einkaufen“ müssen und wo befand sich dies? Würde man sie alle womöglich in ein Arbeitslager schaffen, zur Zwangsarbeit, oder wirklich als Kolonisten irgendwo neu ansiedeln? Würde es für sie dort tatsächlich einen Neuanfang geben, eine Zukunft, wenn auch unter noch viel schlechteren Bedingungen als hier, in ihrer Heimat? Fragen wie diese quälten sie die ganze lange Nacht hindurch. Dann wurde es endlich wieder Tag.

Warum hatten sie, so fragten sie sich genauso bänglich, gar nichts mehr von jenen über 400 Gemeinde-



mitgliedern vernommen, die Wiesbaden zum Teil schon am 23. Mai, meist aber am 10. Juni hatten verlassen müssen? Viele ihrer Verwandten waren darunter gewesen, Freunde, Nachbarn, Bekannte, auch Dr. Moritz Marxheimer zum Beispiel, seit bald 20 Jahren ehrwürdiger Vorsteher der Israelitischen Kultusgemeinde Wiesbadens. Die hatten alle genau so ein Schreiben der Bezirksstelle Hessen-Nassau erhalten, wie man es ihnen jetzt vor ein paar Tagen zugesandt hatte. Warum ist denn von denen aber überhaupt keine Post gekommen, kein Brief, keine Karte, nichts? Was mochte sich hinter der Bezeichnung „Altersghetto Theresienstadt“ verbergen, von dem sie in letzter Zeit sooft gehört hatten? Oder stimmten letztendlich doch die Gerüchte über die vielen abscheulichen Dinge, die da „im Osten“

passieren sollten? Hitler hatte ja bereits mehrfach öffentlich erklärt, es gehe ihm um „die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“. Vor einem Dreivierteljahr erst hatte Propagandaminister Goebbels in der nationalsozialistischen Wochenzeitung „Das Reich“ wörtlich verkündet, dass sich am Judentum derzeit „ein Schicksal“ erfülle, „das zwar hart, aber mehr als verdient“ sei. Nun erleide „das Weltjudentum“, das diesen Krieg angeblich angezettelt haben sollte, „einen allmählichen Vernichtungsprozess“. Außerdem hatte Hitlers Drohung vom 30. Januar 1939, auf die sich Goebbels hierbei ganz offenkundig bezog, „das Ergebnis“ eines weiteren Weltkrieges werde „die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ sein, im selben Herbst 1941 als „Wochenpruch der NSDAP“ in Zehntausenden Büros,

Amtsstuben und Schalterhallen ausgegangen. Aber waren das alles nicht vielleicht doch nur Propagandasprüche? Andererseits wusste man genau um die Abschiebung Tausender Jüdinnen und Juden aus Baden und der Pfalz nach Frankreich bereits ein Jahr davor, also im Herbst 1940, und auch von diesen waren schließlich keine Nachrichten mehr gekommen. Nicht anders war es bei den Tausenden hessischer Juden gewesen, die im darauf folgenden Herbst über Frankfurt – wie es immer wieder hieß – „in den Osten evakuiert“ worden sind. Seit einiger Zeit nun munkelte man in den jüdischen Gemeinden landauf, landab, dass die Nazis gegen sie wieder etwas Neues, etwas ganz Fürchterliches im Schilde führten. Auch in der nichtjüdischen Nachbarschaft erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand grauenvolle Berichte von Fronturlaubern, desgleichen von Eisenbahnern und von Polizisten. Ähnliche Dinge waren manchmal auch von Freunden berichtet worden, die so genannte Feindsender abgehört hatten, die deutschsprachigen Ausstrahlungen von BBC etwa oder von Voice of America; den Juden selbst war der Besitz von Radiogeräten seit Kriegsausbruch verboten. Die Shoah war längst in vollem Gange damals, doch kaum ein Gemeindemitglied mochte den Gerüchten wirklich Glauben schenken, konnte das tatsächliche Ausmaß, die ganze Ungeheuerlichkeit des Verbrechens erahnen. Anfang 1942 war, wie wir heute wissen, schon mindestens eine halbe Million jüdische Menschen von Einsatzgruppen und

Polizeibataillonen, auch von Hilfstruppen aus den von der Wehrmacht besetzten Ländern ermordet worden. Am Ende würden es europaweit sechs Millionen Mordopfer des nationalsozialistischen Rassenwahns geworden sein.

Nach fast dreitägigem, schier unerträglichem Warten wurden sie durch militärisch-knappe Kommandos aufgeschreckt. Es war jetzt Dienstag. „Los, los, alles ’raus jetzt!“, wurden sie angebrüllt. Vor der Synagoge warteten einige Lastkraftwagen der Polizei. Für die Alten, Kranken und Gebrechlichen hieß es: „Dalli, dalli! Auf die Wagen! Aufsitzen!“ Das bereitete vielen von ihnen größte Mühe, war ohne Hilfe anderer oft nicht zu bewerkstelligen, schon gar nicht für die Behinderten und Blinden. Hierbei, auch bei der Essensausgabe und der Wasserausteilung in den Tagen zuvor, waren auch jüdische Hilfskräfte eingesetzt, die selbst vorerst noch nicht zum Abtransport kamen. Dann waren die Laster alle voll besetzt und fuhren langsam an. Nach den Kommandos: „Los, auch ihr da! Vorwärts jetzt! Bewegt euch!“ folgten die übrigen Unglücklichen zu Fuß, ebenfalls unter scharfer Bewachung durch Polizeibeamte. Alle hatten sie noch immer, so wie man es befohlen hatte, ein Pappschild um den Hals, auf dem ihr Name und ihre Kenn-Nummer deutlich sichtbar vermerkt waren. So schlepten sie sich dahin, voller Tristesse, mit hängenden Schultern, ihr stummer Zug eine einzige Anklage gegen das mörderische Regime wie

gegen die Teilnahmslosigkeit, die Reaktionslosigkeit ihrer nichtjüdischen Nachbarn. Warum protestierte niemand gegen ihre Vertreibung? Sah denn keiner hinter seiner Gardine, was hier unten geschah?

Bald hatten die LKWs ihr Ziel erreicht. Am Hauptbahnhof war es vorbeigegangen, durch die Gartenfeldstraße, dann nur noch ein kurzes Stück. Schließlich hielt die Kolonne. Wieder scharfe Kommandos: „Absitzen! Los! Schnell, schnell! Aber zack, zack jetzt!“. Die ersten kletterten mühsam von den Lastwagen herunter. Man befand sich auf der Verlade rampe des Wiesbadener Schlachthofs. Das von SS- und Gestapoleuten hermetisch abgeriegelte Areal füllte sich mehr und mehr. Zwischen den Menschen deren Koffer, Taschen, Wäschebündel, alles kreuz und quer. Nieselregen hatte eingesetzt. Nun trafen die anderen ein, die zu Fuß von der Friedrichstraße hatten hierher laufen müssen: Ältere zumeist auch hier, Frauen wie Männer, Kinder waren ebenfalls darunter. Auf ihrer Kleidung trugen sie alle den seit dem Vorjahr vorgeschriebenen „Judenstern“. Ihre Gesichter waren ausgemergelt. Sie blickten ernst. Aus ihren Augen schaute Bestürzung, Traurigkeit, teils die nackte Angst. Und doch wollte niemand von ihnen sich eine Blöße geben, der Verzweiflung freien Lauf lassen, nicht hier, nicht in dieser Situation, nicht vor diesen Unmenschen, die sie fortwährend beschimpften und schlugen. Ihrer Menschenwürde wollten sie sich nicht berauben lassen, um gar keinen Preis.



Wie hatte man sie schikaniert, gedemütigt und drangsaliert, schon seit Jahren. Man hatte sie entehrt, ihrer Rechte beraubt und erniedrigt. Ihre Freiheit war ihnen genommen worden, und ihren Besitz hatte man gestohlen. Sie waren zur Flucht gedrängt, verhöhnt, verlacht und beleidigt worden. Die Morde der Wiesbadener SA an Salomon Rosenstrauch und Max Kassel vom Frühjahr 1933 waren nicht vergessen. Auch nicht die gegen die Juden verhängten Boykottmaßnahmen, die empörenden Nürnberger Rasse-Gesetze, die Schändung und Zerstörung der Synagogen im ganzen Reich. Nicht die anschließende Verschleppung so vieler Tausender von ihnen in die Konzentrationslager, nach Dachau, Sachsenhausen, nach Buchenwald, wohin die hessischen Geiselhäftlinge der Nazis damals meistens verbracht worden sind, oftmals gleichfalls am Schabbat übrigens. Und nicht die nachfolgenden Zwangseinweisungen in spezielle Judenhäuser und vieles andere mehr, die ständigen Haussuchungen, die Prügel, die Tritte und Ohrfeigen, die sie erleiden mussten, die immer düftigeren Lebensmittelrationen, die man ihnen zugestand, die fortschreitende Verelendung der allermeisten von ihnen. Und schließlich – im Herbst 1941 – das gegen sie verhängte Auswanderungsverbot. Dies alles war hier in Deutschland geschehen, fand vor aller Augen statt, hier in diesem Land, das sie – trotz allem – so sehr liebten, im Land der Dichter und Denker! Keinen vernehmlichen Protest aus der nichtjüdischen Bevölkerung hatte es gegen

alles dies gegeben. Nur manche hatten gelegentlich, aber nicht öffentlich geäußert, sie seien mit dem brutalen Vorgehen gegen die Juden ganz und gar nicht einverstanden, sie würden sich schämen dafür. Einige hatten sich sogar insgeheim solidarisch gezeigt mit den Verfolgten. Auch sie hatten – wie diese – entsetzliche Angst.

Und nun noch dies: Auf der Viehverladerampe des Wiesbadener Schlachthofs hatte man sie zusammengetrieben. Die Waggons der Reichsbahn warteten schon. Wenigstens waren es hier Personenwaggons, die zum Einsatz kamen, nicht, wie anderenorts, solche für Viehtransporte. Drüben, auf der gegenüberliegenden Seite der Gleisanlagen, waren die Türme der Dreifaltigkeitskirche und der Lutherkirche zu sehen, einige Wohnhäuser, auch das Dach des Landeshauses. Auf der anderen Seite, an der Mainzer Straße, Ecke Wolfenstraße, wusste man die jüdische Schule, in der bis zum Verbot aller jüdischen Schulen am 30. Juni jenes Jahres noch die Kinder der Gemeinde hatten unterrichtet werden können; jetzt durfte ihnen nur noch privat, d.h. zu Hause das nötige Wissen vermittelt werden. An den Viehverladebuchten, unweit der Firma Fauth, mögen sich manche der unschuldigen Opfer gefragt haben, warum außer ihnen und ihren Bewachern keine Menschenseele dort zu sehen war. Wo war nur das Schlachthofpersonal, das für gewöhnlich werktags hier arbeitete? Es war doch Schlachttag

heute. Sie mussten doch hier irgendwo sein alle. Bemerkten sie denn von dem, was hier soeben vor sich ging, überhaupt nichts – oder wollten sie nur nichts sehen von alledem? Ein Polizist schoss wieder Fotos, wie am Samstag schon. Es sollte offenbar alles genauestens dokumentiert werden für die Nachwelt. Die uniformierten Beamten und die in Zivil kannten kein Erbarmen, trieben die Verzweifelten zu immer größerer Eile an. Manche mussten gestützt, andere getragen werden. Wieder wurde alles überprüft, in Listen eingetragen, deutsche Bürokratie. Die Peiniger drängten. In die Abteilwagen 3. Klasse wurden noch Eimer mit Wasser geschafft. Zuletzt stiegen auch die Polizei- und Gestapobeamten des Begleitkommandos ein, alle bewaffnet mit ihren Dienstpistolen. Dann wurden die Türen verriegelt. Der Zug rollte an. Über Kastel, Hochheim, Flörsheim usw. ging es nach Frankfurt, wo schon der Anschlusszug wartete, an den die Waggons aus Wiesbaden angekoppelt werden sollten. Und dann würde es weitergehen, nach Theresienstadt, ins so genannte „Altersghetto“, das sich dann jedoch für so viele von ihnen als Durchgangsstation erwies auf dem Weg zu den riesigen NS-Mordstätten im Osten und für viele andere als Ort, wo sie meist schon nach kurzer Zeit an Krankheiten, Seuchen, Hunger oder dergleichen qualvoll zugrunde gingen.

Auch zwölf nichtjüdische Wiesbadenerinnen sind im Zusammenhang mit jener Deportation vom

1. September 1942 verhaftet worden. Sie wurden ins Frauen-KZ Ravensbrück verschleppt. Ihr „Verbrechen“: Sie hatten ihren jüdischen Nachbarn, die sich gerade für ihren Abtransport fertig zu machen hatten, freundschaftliche Hilfe angedeihen lassen. Zwölf von rund 170.000 Menschen, die damals in Wiesbaden lebten, vielleicht noch ein paar wenige mehr, haben den biblischen Appell zu beherzigen vermocht, der da lautet: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“

Wohl 370 Menschen wurden wegen ihrer jüdischen Herkunft allein an jenem 1. September, drei Jahre nach Kriegsausbruch, aus Wiesbaden deportiert. Danach lebten keine 200 Jüdinnen und Juden mehr hier, die meisten davon verheiratet mit einem nichtjüdischen Ehepartner. Fast 900 Personen jüdischer Herkunft waren es insgesamt, die bis zum Frühjahr 1945 aus unserer Stadt in die Todeslager verschleppt wurden. Übrigens sind verschiedentlich, so haben Augenzeugen später berichtet, solche Transporte auch von einem der Güterabfertigungsgleise auf der Westseite des Bahnhofs abgegangen. Aus anderen deutschen Städten mussten weitere rund 270 vordem in Wiesbaden beheimatete Jüdinnen und Juden ihre letzte Reise in die großen Mordfabriken der Nazis antreten. Viele waren auch schon vor Jahren vor den sich ständig verschärfenden Verfolgungsmaßnahmen der Nazis ins Exil geflüchtet, etwa nach Frankreich oder in die Benelux-Staaten,

Die Deportation der Wiesbadener Juden

von wo dann nach dem Einmarsch der Wehrmacht schließlich ca. 300 jüdische Personen deportiert wurden, die entweder einst in Wiesbaden geboren worden waren oder für eine Weile hier wohnhaft gewesen sind. Mit der letzten Deportation vom 14. Februar 1945 wurden noch 23 so genannte „Halbjuden“ bzw. solche, die in – wie es allen Ernstes hieß seinerzeit – „Mischehe“ lebten, aus unserer Stadt nach Theresienstadt verschleppt. Daraufhin waren nur noch etwa 20 Menschen jüdischer Herkunft in Wiesbaden zurückgeblieben. Vor 1933 haben einmal über 3.000 jüdischen Menschen hier gelebt.

Mitte 1945 kehrten die wenigen jüdischen Wiesbadenerinnen und Wiesbadener, die den Aufenthalt in Theresienstadt überlebt hatten, mit amerikanischer Hilfe hierher zurück, wo ihnen im Rathaus ein Empfang bereitet wurde. Auch manche derer, die an anderen Orten dem Völkermord zu entrinnen vermocht hatten, kamen nun wieder hierher. Wiederum andere, die vordem anderenorts gewohnt hatten, suchten jetzt in Wiesbaden eine neue Heimstatt. Schon bald konnte daher eine, wenngleich nur sehr kleine neue Gemeinde gegründet, die halbzerstörte Synagoge in der Friedrichstraße wiederhergerichtet



und abermals geweiht werden. Am 11. September 1966 wurde endlich am gleichen Ort ein neues würdiges Gotteshaus geweiht und ein modernes Gemeindehaus als kulturelles Zentrum der damals wieder gerade einmal 300 Seelen zählenden Gemeinde eröffnet. Und weitere 40 Jahre später wurde zwischen der Landeshauptstadt Wiesbaden und der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden „zur Erhaltung und Pflege des gemeinsamen deutsch-jüdischen Kulturerbes“ feierlich ein Stadtvertrag geschlossen, der das nach all den vorangegangenen schändlichen NS-Verbrechen mit den Jahren wieder begründete und dann stetig gewachsene beiderseitige freundschaftliche Verhältnis zum Ausdruck bringt. Die derzeit in Planung befindliche Form des namentlichen Gedenkens an die bislang ermittelten 1512 Wiesbadener Opfer der Shoah, die am Standort der von den Nazis geschändeten, demolierten und dann zerstörten Synagoge auf dem Michelsberg realisiert werden wird, ist für die ganze Wiesbadener Bevölkerung von allergrößter Relevanz. Die Gedenk-anlage wird flankiert durch weitere Erinnerungsformen im öffentlichen Raum, wie etwa den NS-Informationsraum im Rathaus, die Informationsstelen an mehreren authentischen Orten der NS-Verfolgung in unserer Stadt sowie durch den jetzt auf dem früheren Schlachthofgelände im Entstehen begriffenen Gedenkort mit der fotorealistischen Wiedergabe von Aufnahmen, die 1942 unmittelbar vor der Deportation vom 1. September gemacht worden

sind. Unabdingbar ist in jedem Fall die weitere Tradierung des Wissens um das damalige Geschehen, die unablässige Thematisierung jenes größten Menschheitsverbrechens aller Zeiten, auf dass sich dieses niemals mehr ereigne, hierzulande nicht und nirgendwo anders auf der Welt. Seit den Jahren des braunen Unheils sind nunmehr zwei neue Generationen von Jüdinnen und Juden, von Nichtjuden und Nichtjüdinnen in unserem Land, in dieser Stadt herangewachsen. Sie und wir alle, Alt und Jung, können gemeinsam wieder an die Menschlichkeit glauben, die unsere Gedanken erfüllen und unsere Herzen miteinander verbinden möge bis ans Ende unserer Zeit.

Jacob Gutmark, Brigitte Streich, Axel Ulrich



BEISPIEL VOM Anfang der Reihe
Detail $\frac{1}{2}$ im Boden

SCHLACHTHOFMAHIMAL WS

Impressum:

© Kulturamt der Landeshauptstadt Wiesbaden – Stadtarchiv, 2009

Redaktion: Axel Ulrich, Brigitte Streich

Auflage: 3000

Druckerei: Lauck GmbH, Flörsheim